

Uwe Birnstein

Margot Käßmann
*Folge dem,
was Dein Herz
Dir rät*

Biografie

bene!

Folge dem, was Dein Herz Dir rät!

Manchmal habe ich mich im Leben fast bedrängt gefühlt von Ratgebern. Vieler Rat war gewiss gut gemeint. Mancher Rat aber gewiss auch von eigenen Interessen mitbestimmt. Mir hat es dann immer wieder geholfen, mich zurückzuziehen, Ruhe zu finden, um dann eine Entscheidung zu treffen. Das hört sich vielleicht allzu pathetisch an, aber ich denke schon, dass der Mensch der Stimme des eigenen Herzens folgen kann. Wenn du genug Abstand gewinnst, weißt du am Ende ja doch, was der richtige Weg ist. Aber dazu braucht es auch solchen Rückzug, Stille vielleicht, Zeit auf jeden Fall. Manchmal dachte ich auch: Der Weg ist ja eigentlich schon klar, die Entscheidung ist doch längst getroffen – nur habe ich noch nicht gewagt, das auszusprechen oder mich den Konsequenzen zu stellen. Im Hebräischen ist das Herz übrigens ja durchaus auch der Sitz des Verstandes und nicht nur der Emotion.

Margot Käßmann

INHALT

Vorwort	8
Prolog	11
„Der kleine Robert“	18
Sehnsucht nach Leben	36
„Ja, ich will!“	43
Die Welt steht offen	66
„Wie wollen Sie das als vierfache Mutter schaffen?“	88
In der Mitte des Lebens	106
„Houston, wir haben ein Problem!“	132
„Nichts ist gut ...“	152
Botschafterin	183
Epilog	213
Bibliografie	219
Lebenslauf	221
Bild- und Quellennachweise	223

VORWORT

Sieben Jahre lang habe ich sie zu Terminen begleitet, in Talkshows und in Konferenzzentren, in Kirchen, Hallen und Gemeindehäuser, durch die Menschenmassen bei Kirchentagen und beim Reformationsjubiläum. Viele, viele Stunden sinnierten wir über Gott und das Leben, den Schatz des Glaubens und die Sehnsucht nach Freiheit, über das, was gelang und was so richtig in die Brüche gegangen ist in unser beider Leben. Wir lachten laut- hals und empörten uns, tauschten uns über die Freuden und Herausforderungen des Elternseins aus, staunten über wundersame Begegnungen und ärgerten uns über unverschämte Zeitgenossen. Und einmal kamen uns beiden sogar die Tränen.

Kennengelernt haben wir uns Mitte der 80er-Jahre in einer Zeitschriftenredaktion. Sie war schon Pastorin, ich noch Theologiestudent. Sie wurde Bischöfin, ich Journalist. Wir hielten Kontakt. Am 20. Februar 2010 lebte

ich in Österreich und erfuhr von ihrer Alkoholfahrt. Kann jedem passieren, dachte ich und wünschte ihr per SMS viel Kraft. Drei Tage später sah ich in der *Tagesschau* ihre Rücktrittserklärung. „Folge dem, was dein Herz dir rät“, sagte sie vor zig Mikrofonen im Blitzlichtgewitter. Die Anspannung war ihr anzumerken. Ebenso der Trost, den sie aus dem Satz des Autors Arno Pötzsch zog: „Du kannst nie tiefer fallen als in Gottes Hand.“ Ihre vier Töchter saßen stolz zwischen den Journalisten. Wow. Was für ein Abgang. So ist Margot, dachte ich: standhaft. Sie klebt nicht an der Macht, sondern steht zu ihren Schwächen wie zu ihren Stärken. In den folgenden Wochen sah ich sie auf den Titelblättern aller wichtigen Magazine. Die Öffentlichkeit zollte ihr Respekt. Im Sommer trafen wir uns. Sie war – wie ich – nach Berlin gezogen. Im Gepäck: Wäschekörbe voll Zuschriften, Anfragen, privater Briefe, offizieller Einladungen und Interviewwünsche sämtlicher Medien. Ihr

Buch *In der Mitte des Lebens* führte monatelang die Bestsellerlisten an. Margot Käßmann war zu einem der populärsten Menschen Deutschlands geworden.

Im Sommer 2010 fragte sie mich, ob ich ihr bei der Bewältigung der unzähligen Anfragen helfen könnte. Ihre Arbeitgeberin, die evangelische Kirche, konnte ihr kein Büro mehr zur Verfügung stellen. Seitdem arbeiten wir eng zusammen. Sie, Pastorin – zeitweise – ohne Amt, ich, ihr Berater. Viel Zeit verbrachten wir miteinander, und ich erfuhr viel aus ihrem Leben. Schließlich öffnete sie mir ihre privaten Fotoalben und Erinnerungsschatullen und erzählte mir aus ihrer Kindheit und vom Kriegsschicksal ihrer Mutter und ihrer Großmutter. Zusammen fuhren wir an die Orte, an denen sie gelebt hat. Und nach Hinterpommern, wo ihre Mutter aufgewachsen war. Verwandte und Wegbegleiter gaben mir Auskunft. Mir wurde klar, weshalb ihr Freiheit,

Frieden und Gerechtigkeit so sehr am Herzen liegen. Immer besser verstand ich, was Margot Käßmann die Kraft und Energie gibt, ihr Leben so gradlinig zu meistern. „Folge dem, was dein Herz dir rät“: Diesen biblischen Rat hat Margot Käßmann nicht erst bei ihrem Rücktritt, sondern in vielen kritischen Phasen ihres Lebens befolgt.

Ein guter Grund also, auch diese Biografie so zu betiteln.

Ich danke Margot Käßmann für das Vertrauen und viele Gespräche, mit denen sie dieses Projekt unterstützt hat.

Uwe Birnstein

PROLOG

1945, Ende April. Land in Sicht: Kopenhagen. Doch von Bord gehen darf Gertraut Storm nicht. Seit Tagen lebt die 22-Jährige beengt mit Hunderten weiterer Männer, Frauen und Kinder. Wenig Essen, wenig Trinken. Kranke. Bootsflüchtlinge.

Eigentlich sollte das Schiff die Deutschen nach Schweden bringen, dort hofften sie auf Sicherheit vor der herannahenden Roten Armee. Nazi-Deutschland, das den Krieg angezettelt hatte, war quasi besiegt. Von allen Seiten rückten die alliierten Streitkräfte vor, die Reichshauptstadt Berlin war im Bombenhagel zerstört worden und besetzt. Gertraut Storm hatte Glück. Sie hatte eines der letzten Schiffe erreicht, die von Saßnitz auf Rügen gen Norden aufbrachen.

Schreckliche Bilder hat Gertraut Storm im Kopf. Zigtausend Menschen: Kinder, Alte, Verletzte, die in Saßnitz warteten, voller Angst vor neuen Bombenangriffen, voller Angst vor Hunger und

Tod. Ihre Eltern, die sie in Köslin zurückgelassen hatte.

Diese Bilder des Leides mischen sich mit schönen Erinnerungen: ihre glückliche Kindheit in Latzig, wo ihr Vater als Gutsverwalter gearbeitet hatte, wo sie mit ihren drei Geschwistern unbeschwert aufgewachsen war. Traumhafte Landschaften: riesige Kornfelder, die sich am Horizont mit dem klaren blauen Himmel verbanden. Prächtige Eichenalleen. Jeden Tag fuhr Gertraut mit anderen Kindern des Gutsdorfes mit dem Fahrrad zum nächsten Bahnhof, zwei Kilometer, dort schlossen sie ihre Räder ab und stiegen oft in letzter Sekunde in den Bummelzug nach Köslin, der sie zur Schule brachte.

Jahre später dann der Abschied aus Latzig: Gertraut durfte auf eine Schwesternschule gehen, einen richtigen Beruf sollte das Mädchen erlernen, das war ihren Eltern wichtig.

Muttertränen zum Abschied. 1943 zog Gertraut sogar nach Berlin, mitten im Krieg so weit weg! Am Urban-

Geburtshaus der
Mutter in Latzig



krankenhaus hatte sie ihre erste Schwesternstelle gefunden. Die 21-Jährige plagte das Heimweh. Doch das Berliner Kulturleben schenkte ihr wunderbare Ablenkungen, die *Lustigen Weiber von Windsor* schoben den Kummer für wenige Stunden fort. Zwei Tage nach der Vorstellung ein Luftangriff, „60 000 Obdachlose, 5000 Tote“, notierte Gertraut am 27. August 1943 in ihr Tagebuch. „Wie einsam bin ich doch in der Großstadt“, und: „Oft fragt man mich, warum ich so viel träume, ja, warum? Weil es mich immer nach draußen zieht.“ Die Kriegsmeldungen bewirken „die dollsten Vorstellungen“. Wie es ihren Eltern wohl geht und ihren Freundinnen?

Gertraut lernte Klavierspielen. Was für ein Luxus in diesen Zeiten! Der Krieg rückte immer näher, Stunde

um Stunde. Bomben fielen, sogar aufs Krankenhaus. Heulten die Sirenen, musste Gertraut mit den Kranken in Luftschutzbunker umziehen oder, wenn noch Zeit war, in den Bunker. Schließlich wurden die Kranken evakuiert, in den sicheren Norden, nach Rügen. Gertraut Storm begleitete sie. Noch einmal fuhr sie nach Köslin, zu ihren Eltern. Die lebten inzwischen als Ruheständler in einer Mietwohnung. „Ihr müsst hier weg!“, riet sie ihnen eindringlich. „Der Russe kommt nicht bis hierher“, hielt ihr Vater ihr entgegen, „bis Ostpreußen, ja – aber nicht nach Hinterpommern!“ Und das, obwohl Tag für Tag Flüchtlingstrucks durch Köslin zogen.

Gertraut teilte seinen Optimismus nicht. Ende Februar fuhr sie allein zurück nach Rügen. In Bergen verfolgte sie die Berichte über die heranrücken-

den „Feinde“: die Alliierten. „Wie lange werde ich es noch gut haben? Das weiß nur Gott“, klagte sie ihrem Tagebuch. Im Radio hört sie Propagandaberichte der Nazis – die Lage sei gar nicht so hoffnungslos! –, aber auch die *Zauberflöte*. Am 22. April der letzte Eintrag – danach packte sie ihre wichtigsten Habseligkeiten in einen Koffer und marschierte los. Nach fünf Stunden erreichte sie Saßnitz, die Hafenstadt auf Rügen. Am 25. April bestieg sie dort das Schiff, zusammen mit zwei Kolleginnen, Ilse und Lore.

Nun wartet Gertraut Storm. Vor Kopenhagen hat ihr Schiff den Anker geworfen. Schweden hatte sich geweigert, die Flüchtlinge aufzunehmen. Auch Dänemark hält die Grenzen geschlossen. Warum sollte man Deutsche ins Land lassen, unter die sich womöglich Nazis gemischt hatten? Warten. Stunden, Tage. Land in Sicht. Aber keine Chance, hineinzukommen. Zum Verzweifeln.

Dann endlich die erlösende Nachricht: Gertraut Storm und ihre Leidensgenossen dürfen an Land.

In Kopenhagen versuchen die Behörden, dem Chaos Herr zu werden. So viele Kranke. Gertraut ist Krankenschwester, sie wird gebraucht. Im Internierungslager versucht sie, die schlimmsten Leiden zu lindern und den Kranken beizustehen.

Nur selten darf sie das Lager verlassen, wenn sie Kinder zu Untersuchun-

gen bringen muss. Einmal bleibt einer der Sprösslinge vor einem Bäckerladen stehen und starrt hungrig auf die Auslage. Eine Frau, die dort einkauft, sieht es, kommt heraus und steckt Gertraut heimlich ein Stück Brot in die Manteltasche. Paula heißt sie. Gertraut, Paula und deren Mann Harald freunden sich an. Im Geheimen, denn Kontakte zu Deutschen sind den Dänen strikt verboten. Dass dies der Beginn einer Lebensfreundschaft ist, ahnen die beiden jungen Frauen damals noch nicht.



„SIND WIR JETZT IM HIMMEL?“

Gertraut Storms Gedanken und Gefühle sind bei ihrer Familie. Zwei Jahre lang. Ihre Mutter Maria schrieb mehrmals an die zuständigen dänischen Behörden, sie sollten doch bitte ihrer Tochter die Ausreise ermöglichen. Doch die lehnten ab, zuletzt im April 1947. Die Begründung ist nachvollziehbar: Im Internierungslager „befinden sich verhältnismäßig sehr wenige ausgebildete Krankenschwestern unter dem deutschen Sanitätspersonal“, deswegen könne man auf ihre Dienste momentan nicht verzichten. Sobald die Zahl der kranken Flüchtlinge sinke, könne über eine Heimreise neu nachgedacht werden.

Noch im selben Jahr ist es so weit: Gertraut Storm darf zurück nach Deutschland. Sie fährt nach Hessen, kommt irgendwann im Jahr 1947 in einem idyllisch gelegenen Forsthaus des Dorfes Burgholz an. Endlich kann sie ihre Mutter und Geschwister wieder in die Arme schließen. Endlich zu Hause – auch wenn das nun in der Fremde liegt.

In Burgholz erfährt Gertraut Storm vom Schicksal ihrer Eltern. Die Sowjetarmee war doch bis kurz vor Köslin herangerückt. Die Eltern entschlossen sich zu fliehen – zusammen mit ihrer schwangeren Schwester Hanni und deren zwei kleinen Kindern. Der letzte

Zug von Köslin in Richtung Westen fuhr am 2. März 1945. Doch ihnen wurde die Mitfahrt verweigert: „Eine Gebärende können wir hier in diesem Zug nicht mitnehmen.“ Gertrauts Vater wurde später festgenommen und interniert. In einem Gefangenentreck marschierte er 70 Kilometer nach Stolp, dort wurden die Männer auf Züge verladen.

Seine Frau Maria und die anderen blieben in Köslin, sahen, wie die Rote Armee die Stadt besetzte und unter den Deutschen wütete. Die Frauen erlebten den Horror der Besatzung. Gewalt, Vergewaltigungen, Hunger.

Im Mai 1946 gelang ihnen endlich die Ausreise. Ihr Ziel: Burgholz, ein kleines Dorf in Hessen. Dort lebte Maria Storms Schwester Minni. Sie hatte einen Förster geheiratet. 700 Kilometer Bahnreise und Fußweg lagen vor Maria Storm, ihrer Tochter und den drei Kindern. Unvorstellbare Strapazen. Im Sommer erreichten sie ihr Ziel. Der dreijährige Peter, eines der Kinder, rief beim Anblick der für sie mit weißer Bettwäsche bezogenen Betten aus: „Mama, sind wir jetzt im Himmel?“

Drinnen jedoch war es eng. 27 Menschen wohnten schließlich in dem Forsthaus. Die Neuankömmlinge aus Köslin waren völlig verlaust, voller Krätze und mussten sich erst mal gründ-



Im Forsthaus von Burgholz trafen viele Flüchtlinge der Familie Schulze ein

NEUES GLÜCK

lich waschen. Der Platz war knapp, das verlangte allen Bewohnern große Disziplin ab. Bei einigen herrschte große Hilfsbereitschaft, bei anderen die Angst, zu kurz zu kommen. Die Kinder spielen auf dem Hof, die Männer besorgen Holz aus dem Wald; um Lebensmittel zu bekommen, sind kilometerweite Strecken zu bewältigen.

Und Gertrauts Vater? Die Sowjetarmee hatte ihn nach Sibirien deportiert. Irgendwo auf der schweren Reise nach Sibirien war er an der Ruhr erkrankt und am 28. April gestorben.

Gertrauts Sehnsucht nach Leben ist größer als die Trauer um die Vergangenheit. In Burgholz beginnt ihr Leben neu. Überall in der Gegend kommen Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten an. Viele Einheimische sind freundlich; andere behandeln die Zugewanderten feindselig, weil sie zwangsweise Wohnraum zur Verfügung stellen müssen.

Arbeit gibt es genug. Auch Gertraut Storm findet eine Stelle. 1948 beginnt sie als Krankenschwester in der amerikanischen Kaserne im nahe gelegenen Neustadt. Dort trifft sie eines Tages Robert Schulze, einen attraktiven, lustigen

Mann: rundes Gesicht, dunkle Haare, Hornbrille. Er arbeitet als Automechaniker beim amerikanischen Militär, wohnt mit seiner Mutter auf engstem Raum in Allendorf, neun Kilometer von seiner Arbeitsstelle entfernt. Auch Robert hat einiges miterlebt. Er stammt aus Hagen in Westfalen. 1939 war er eingezogen worden, gerade mal 19 Jahre alt, kämpfte erst in einer Panzerdivision, am Ende wurde er als Motorradkurier eingesetzt. Sein Vater war im Krieg gefallen, seine Schwester bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Nun kümmert sich seine Mutter um ihn, versorgt ihren „Bubi“ mit wertvollen Lebensmitteln, am wichtigsten ist ihr, dass er immer gute Butter bekommt, in Kriegszeiten Mangelware.



Am Silvestertag 1949 heiraten Gertraut Storm und Robert Schulze. Gertraut zieht zu ihm nach Allendorf.

Schon bald können sie aus den beengten Verhältnissen ausbrechen. Sie ziehen mit Roberts Mutter in eine eigene kleine Wohnung, Gertrauts Mutter wohnt nebenan, ihre Schwester mit den drei kleinen Kindern hat eine Wohnung unter dem Dach im Nachbarhaus. Sie wollen sich voller Tatendrang ein stabiles Leben in der neuen Heimat aufbauen. Gegenüber ihrer Wohnung ist ein Grundstück frei. Robert Schulze tut, was er kann: Autos reparieren. Er eröffnet eine Autowerkstatt und eine Tankstelle, legt die Meisterprüfung ab. Nun kann er auch Lehrlinge ausbilden. Viele Lichtblicke – obwohl die finanziellen Sorgen noch drücken.

Hochzeit 1949 von Gertraut Storm und Robert Schulze

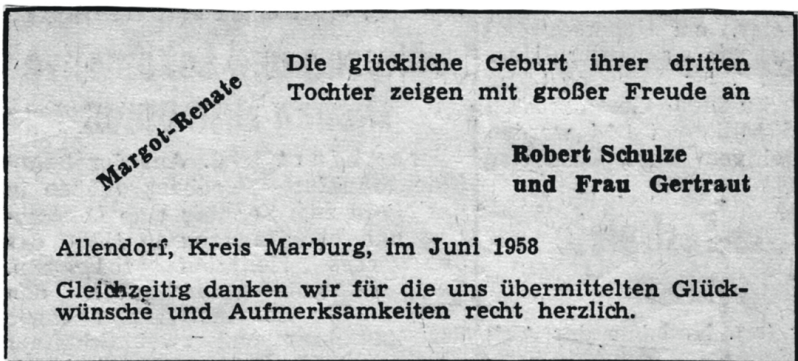


1951 wird das erste Kind geboren: Ursula, zwei Jahre später folgt Gisela. Der Betrieb wächst, die Kunden kommen gerne zum gut gelaunten und gutmütigen Meister Schulze: Mal schenkt er einem Jugendlichen Benzin, mal repariert er einem Mittellosen umsonst das Auto. Seine Freigiebigkeit teilt seine Frau nicht immer. Gertraut Schulze denkt oft an die Mangel Erfahrungen der Kriegszeit. Sie kümmert sich neben dem Haushalt um die Finanzen, schreibt Rechnungen, fährt aber auch mal Taxi und sitzt an der Kasse der Tankstelle. Säumen Kunden die Zahlung, steigt sie aufs Fahrrad, setzt die kleine Gisela auf den Gepäckträger und treibt die offenen Beträge ein.

Die Kinder werden hauptsächlich von Kindermädchen Helga umsorgt. Alles gut. Doch 1957 legt sich ein Schatten über die Familie. Gertraut Schulze ist zum dritten Mal schwanger. Es gibt Komplikationen, am Ende eine Frühgeburt. Sohn Robert wird am Tag seiner Geburt notgetauft, stirbt bereits nach wenigen Tagen.

Gertraut Schulze hat so viel Leid gesehen im Krieg und im dänischen Lager. Das hilft ihr, mit dem persönlichen Schicksal nicht zu sehr zu hadern.

Bald wird sie erneut schwanger. Anfang Juni 1958 spürt sie: Die Geburt steht bevor. Ihr Mann Robert fährt sie in die Klinik nach Marburg. Dort erblickt am 3. Juni ihr viertes Kind das Licht der Welt. Wieder eine Tochter: Margot.



„DER KLEINE ROBERT“

Die Welt ist überschaubar. Margots Leben spielt sich zwischen Elternhaus und Autowerkstatt ab, zehn Meter Luftlinie. Beide Eltern sind gefordert. Drei Kinder, die Großmutter. Da muss Geld reinkommen. Deutschland, Wirtschaftswunderland: Autos werden für immer mehr Menschen erschwinglich. Gute Zeiten für Werkstätten und Tankstellen. Die Schulzes haben ein

Gespür für den Trend. Mit Autos ist der Lebensunterhalt zu verdienen. Er, Robert, kennt sich aus mit Motoren. Sie, Gertraud, kann aufs Geld achten. Eine gute Kombination.

Die älteren Schwestern gehen zur Schule. Margot, die Kleine, muss beaufsichtigt werden. Es wäre gut, wenn sie zum Kindergarten ginge, das würde etwas Freiraum geben, niemand



Mit Puppenwagen



Margot mit ihrer Mutter

müsste auf sie aufpassen. Doch Margot mag nicht dort sein. Da sind so viele fremde Kinder. Und Erzieherinnen, die ihren Beruf bisweilen mit strenger Hand ausüben. Backpfeifen gehören dazu. Einmal erbricht ein Kind seinen Spinat; zur Strafe muss es das Erbrochene aufessen. Warum also sollte Margot dorthin gehen? In der Werkstatt ist es doch viel schöner!

Margot reagiert körperlich. Drei Tage Kindergarten – und sie wird krank. Schnupfen, Husten, Bauchweh – alles in ihr wehrt sich gegen die Kindergarten-Ausflüge. Nicht nur einmal, sondern immer wieder. Drei Tage Kindergarten – Krankheit. Drei Tage Kindergarten – Krankheit. Nach einer Weile wird es der Mutter zu bunt. Dann geht es eben nicht. Dieses Kind ist zu eigensinnig, als dass man es nach Gutdünken verplanen kann.

Anstrengend ist Margot ja eigentlich gar nicht. Wenn die Omi gegen Mittag von ihrer kleinen Wohnung zum Haus der Schulzes hinunterkommt, um das Mittagessen für alle zu kochen, ist Margot nie weit. Mit ihr verbringt sie Zeit im Garten oder in der Küche.

„Wie gern sie Paul-Gerhardt-Lieder sang! Viele Strophen kenne ich bis heute auswendig, weil sie zum Kartoffelschälen oder Gulaschkochen dazugehörten“, erinnert sich Margot.



Margot mit ihren Schwestern Gisela und Ursula

Außerdem hatte die Omi für fast jede Situation ein passendes Bibelzitat parat, zum Beispiel: „Lass die Sonne nicht über deinem Zorn untergehen!“ Margot erinnert sich gern an den lebensnahen und fröhlichen Glauben, den ihr die Omi vermittelte.



Mit der Großmutter auf Wyk, 1968



Mit Geselle Günter Trexler in der Werkstatt



Vor der Werkstatt heute

Auch wenn sie den Betrieb in der Werkstatt beobachten kann, ist Margot selig. „Der kleine Robert“ wird sie dort genannt. „Ich habe immer das Bild von meinem Vater im Kopf, wie er lacht, wenn er mich sieht!“ Er konnte aber auch mal jähzornig werden oder schlechte Laune haben. In der Werkstatt kann sie tun, was sie will – zu Hause warten ihre Schwestern auf sie und lauter Aufgaben. Auch in den Ferien. Die drei finden dann Zettel auf dem Tisch liegen: „Margot Waschbecken, Ursula Küche putzen, Gisela Unkraut jäten“. Wenn sie etwas gut gemacht haben, finden sie auch mal einen Zettel mit mütterlichem Lob. „Mutti eine Freude machen, das war ein großes Thema“, erinnert sich Margot. „Mein

Vater war schon eher so, dass er einen mal gedrückt hat oder einen Kuss gegeben hat. Meine Mutter war da distanzierter. Knuddeln oder kuscheln, so war sie nicht.“

Ab und an, etwa einmal im Jahr, gibt es eine Unterbrechung des Alltags. Dann lädt Vater Robert seine kleine Margot zum Essen ein. Im „Goldenen Hahn“, dem einzigen Restaurant in Allendorfs Innenstadt. Der kleine und der große Robert Schulze. Jägerschnitzel mit Pommes gibt es: Das ist das Größte.

Gerne trifft Margot sich auch mit Cousine Monika. Beide bringen ihre Puppen mit, spielen dann im Sandkasten oder streunen durch den Obst- und Gemüsegarten. Ein riesiges Gelände



Mit Papa

wartet hinter der Werkstatt, die Mädchen können machen, was sie wollen. Ein Kinderparadies.

Die Einschulung ist auch zu Beginn der 60er-Jahre schon etwas Besonderes, das merkt Margot. Die Mutter ist aufgeregt. Sonst trägt Margot selbst genähte Kleidung. Für diesen Tag kauft ihr die Mutter einen dunkelblauen Mantel und ein Kopftuch. Margot fühlt sich sehr schick.

Und sie freut sich. Endlich gehört sie zu den Schulkindern und darf das lernen, was die Großen schon können. Auch freut sie sich, dass sie nicht alleine gehen muss. Cousine Monika wird ebenfalls eingeschult. Mit ihren Schultüten präsentieren sie sich



Einschulung

Margots Vater, der stolz ist auf seine „kleine Schwarze“. Nun wird sie nicht mehr den ganzen Tag in der Werkstatt herumtoben!

Im vierten Schuljahr posiert die Grundschulklasse mal für ein Klassenfoto. Alle Mädchen tragen Röcke. Alle? Nein: Margot trägt Hosen. Röcke findet sie unpraktisch. Am liebsten mag sie diese Stretchhose, ein Bügel unten um den Fuß hält sie straff, die Bügelfalte wirkt wie eingraviert. Strumpfhosen dagegen mag sie nicht, die kratzen so.

Die Großmutter sitzt an der Nähmaschine und versorgt die drei Schwestern mit neuer Kleidung. Manchmal bekommen die drei auch ein neues Kleid geschenkt, jede dasselbe. Margot als Jüngste muss dann auch die Klei-



4. Klasse: Abschluss Grundschule

der der beiden Älteren auftragen. Das nervt sie. Und nun mit Hosen in der Schule. „Bist du die Margot von dem Robert von der Tankstelle?“, fragt der Klassenlehrer. „Ja.“ – „Das sieht man!“

Margots Schulweg ist ein Erlebnis: Alleine geht sie los mit ihrem Ranzen, dann holt sie Frank ab und dann Jürgen, genannt „Gucki“. Es gibt immer etwas Spannendes zu bereden, bis die Clique in der Waldschule ankommt und sich alle auf ihre Schulbänke setzen. Margot sitzt neben Frank, einem lebhaften und zu allen Späßen und Mutproben bereiten Jungen. Frank imponiert den anderen schon mal dadurch, dass er einen Regenwurm isst oder beim Malunterricht den ganzen Pinselbecher austrinkt, ex und hopp. An seiner Seite fühlt Margot sich wohl. In den Pausen

fangen die Mädchen die Jungs, dann die Jungs die Mädchen. Schule ist lustig, ganz anders als der Kindergarten. Außerdem weiß sie ja, weshalb sie hier ist: Sie möchte Lesen und Schreiben lernen, damit sie endlich das kann, was ihre Schwestern können.

Dafür tut sie, was die Lehrer von ihr erwarten. Margot merkt aber auch: Manche sind mit Vorsicht zu genießen. Der Klassenlehrer zum Beispiel. Geduld gehört nicht zu seinen Stärken. Ärgert er sich zu sehr, wirft er schon mal mit seinem dicken Schlüsselbund nach den Kindern. Schnell lernt Margot, dem Geschoss und damit verbundenen Scherzen auszuweichen.

Auf dem Rückweg haben die Kinder meist genauso viel Spaß wie am Morgen. Nach und nach verabschieden



Auf dem Werkstattgelände

sich alle, bis Margot alleine wieder vor ihrer Haustür steht. Dort riecht es bereits nach Mittagessen: Die „Omi“ hat gekocht. Dann geht Margot zur Werkstatt. Ihre Großmutter ist damit manchmal nicht einverstanden, lockt sie sogar mit Schokolade zum Zuhausebleiben. Dann lässt sich Margot Gründe einfallen. Einmal lässt sie sogar Luft aus ihrem Fahrradreifen und sagt, sie müsse ihn unbedingt vom Vater reparieren lassen. „Na, kleine Schwarze!“, begrüßt der sie und gibt ihr erst mal einen Mohrenkopf aus dem Tankstellenshop.

Auch die Gesellen Manfred und Günter, beide Mitte 20, freuen sich über die Abwechslung. Im Sommer bringen sie Margot Erdbeeren mit, sie ist selig. Und dann gibt es da noch den Lehrling

Robert. Immer wenn Margots Mutter ihn ruft, fühlt auch ihr Mann sich angesprochen. Also bekommt der Lehrling einen Spitznamen: Bobbi.

Der Hof vor den vier Werkhallen ist groß. Da kann Margot Fahrrad fahren. Sie muss nur aufpassen, dass sie nicht gegen die Autos brettet. Einmal passiert es, ein Kratzer, das gibt Ärger.

Samstagmittags wird das Tor geschlossen. Wochenende. Der Hof ist leer. Eine geschützte Fläche mitten in Allendorf. Viel Platz zum Rollschuhfahren, zum ausgelassenen Toben, zum Stelzenlaufen und zum Tischtennispielen. „Ich habe den Geruch nach Öl und Reifen noch in der Nase“, erinnert sich Margot.

Und die Tankstelle? In die hat Meister Schulze zusätzlich eine Kneipe gebaut.

Die „Raststätte“. Eine Theke, ein Zapfhahn, ein Fernseher. Platz für rund 20 Gäste, mehr müssen es auch nicht sein. Zum Mittagessen und einem ausführlichen Mittagsschlaf kam Robert nach Hause, abends saß er spätestens um 20 Uhr zur *Tagesschau* mit einem Gläschen Bier vor dem Fernseher im Wohnzimmer. Werkstatt, Tankstelle und Raststätte sind sein Reich. Hier treffen sich die Männer, gucken Fußball, Boxkämpfe, die Mondlandung. Eine Männerwelt, in der die kleine Margot tagsüber aufwächst. Ohne Rock – mit Hosen.



Mit Gisela in Berlin, 1965

Manchmal macht der Vater mit Margot auch Ausflüge. Das Sechstagerennen in Berlin lockt ihn. Der Ford wird klargemacht. Alleine fahren will er nicht. Er nimmt seine Gesellen mit, auch Margot und ihre Schwester Gisela. Im Sommer 1965 gehen die Schwestern über den Kuddamm, Café Kranzler, Tiergarten: Was für eine riesige Stadt! Währenddessen kaufen die Gesellen Asbach Uralt und Zigaretten, die sind hier billiger als zu Hause. Die Abreise führt die hessischen Berlin-Touristen über die Transitautobahn durch die DDR. Die Grenzkontrollen sind streng. Ein Grenzer fragt sie, ob sie etwas zu verzollen haben. „Nein!“, sagen die drei Männer gelassen. Margot sitzt auf der Rückbank. „Aber ihr habt doch Schnaps und Zigaretten gekauft!“, sagt sie ehrlicherweise. Den Männer

stockt der Atem. Den Grenzer bringt Margot mit ihrem Einspruch jedoch zum Lachen. „Dummes Geschwätz“, sagt er und winkt den Wagen durch.

IMMER WIEDER SONNTAGS

Die Woche bei Schulzens ist klar durchgetaktet. Montags bis samstags bedeutet das für Margot Schule, am Sonntag selbstverständlich Kindergottesdienst. „Wenn der liebe Gott die ganze Woche für dich Zeit hat, wirst du ja wohl am Sonntag eine Stunde für den lieben Gott Zeit haben!“, argumentiert die Mutter. Dabei braucht sie gar keine Überredungskünste. Margot macht der Kindergottesdienst Spaß,

sie geht gerne in die Herrenwaldkirche. Dass der Glaube nichts vom Alltag Abgetrenntes ist, erfährt sie auch zu Hause. Ihre Großmutter und ihre Mutter spickten das Leben mit biblischen Weisheiten. Jeden Morgen liest die Mutter die Herrnhuter Losung. Wird das Leben zu schwierig und wirr, sucht Gertraud Schulze Halt in der Bibel und im Glauben. Und diese Lebenshaltung vermittelt sie auch den Töchtern.

Natürlich kennt sie auch das Gebot, den Feiertag zu heiligen. Aber wie soll das gehen, wenn man eine Tankstelle hat? Die Leute brauchen doch auch am Sonntag Benzin! Pünktlich um acht Uhr geht Mutter Schulze sonntags in die Tankstelle. Und pünktlich um zehn Uhr löst ihr Mann sie ab, damit sie um Viertel nach zehn rechtzeitig zum Gottesdienst in der Kirche sitzt. Der ist ihr eine Kraftquelle.

Robert Schulze respektiert die Frömmigkeit seiner Frau – teilt sie aber nicht. „Mein Vater war ‚Normalchrist‘“, blickt Margot Käßmann später zurück, „Kirche gehörte für ihn irgendwie zum Leben.“ Zur Kirche aber ging er nur an Weihnachten oder zu Familienfesten wie Taufen, Hochzeiten, Trauerfeiern. Und an Wahlsonntagen. Da ging auch er erst in den Gottesdienst, dann ins Wahllokal. Demokratie, die Stimme abgeben: Das war quasi etwas Heiliges! „Es war schon ein religiöses Elternhaus, Gott spielte eine Rolle“, sagt Margot Käßmann heute, „aber nicht mit Druck: ‚Du sollst ...‘, ‚du musst ...‘ oder ‚der strafende Gott sieht alles!‘“

Nach der Kirche gibt es Mittagessen. Um drei kommen Tanten und Onkel zu Kaffee und Kuchen. Damals im heimatlichen Allendorf habe sie eine „positive Sonntagskultur“ kennengelernt,



Margot, 1963



Im Kreis der Familie

sagt Margot Käßmann heute. An solchen Tagen liest Margot auch viel. Sie verschlingt die Bücher über Hanni und Nanni – jene ungleichen Teenie-Zwillinge, die im Mädcheninternat Lindenhof viel erleben. „Hanni und Nanni sind immer dagegen“, „Hanni und Nanni schmieden neue Pläne“: Diese Kinderbuchbestseller der englischen Schriftstellerin Enid Blyton ziehen ab 1965 unzählige Kinder in ihren Bann. Lustig sein wie Hanni und Nanni: Das kann Margot auch auf Faschingsfeiern.

Auch das Kino lockt mit wundervollen Geschichten. 1964, im Jahr der Einschulung also, darf Margot zum ersten Mal ins Kino Stadtallendorf gehen. Die Schlange, in der sie mit ihrer Schwester Ursula ansteht, ist lang. Es läuft ein Kassenschlager: „Der Schatz im Silbersee“, die erste Verfilmung eines Karl-May-Buches, freigegeben ab sechs Jahren. Margot ist hin und weg. Old Shatterhand und Winnetou, gespielt von Lex Barker und Pierre Brice, was für tolle Männer! Der Film strotzt nur so von überwältigend schöner Natur, von Kriegsbeilen und Friedenspfeifen. „Es ging um Gerechtigkeit und Frieden, das Ringen um das Gute, Respekt vor Menschen anderer Herkunft, Freundschaft, Liebe und – Pferde!“, erinnert sie sich fast 50 Jahre später, als sie von der Deutschen Filmakademie nach ihrem Lieblingsfilm gefragt

wird. „Ich war schlicht begeistert und sah mich schon für all das kämpfen.“ Im September 2012 sitzt sie bei einer Veranstaltung, bei der sie eine Rede halten soll, im Berliner Astor-Kino am Ku’damm neben einem der Darsteller von damals: Ralf Wolter, der den Trapper Sam Hawkens spielte, den skalpierten treuen Freund der beiden Helden, der stets sagte „... wenn ich mich nicht irre, hihhi“. „Letzen Endes ging es um die ganz großen Themen des Lebens“, erklärt sie dem Kinopublikum, „ein bisschen schon wie in der Bibel: Gut und Böse, Gerechtigkeit und Respekt, Mut und Versagen. Das habe ich damals nicht so gesehen, aber ich denke, das hat mich mitgerissen.“ Und sie erinnert natürlich auch an die selbstbewussten Frauen in dem Film, „die sich zu verteidigen wissen“, allen voran Karin Dor und Marianne Hoppe.

So angetan ist die sechsjährige Margot, dass sie in den folgenden Jahren fast alle Bücher von Karl May liest. Ihre Mutter unterstützt diese Leselust, das schult den Verstand und bildet, meint sie. Weihnachten legt sie Margot Walt-Disney-Bücher unter den Baum. Die Mutter möchte auch, dass Margot ein Instrument lernt. Blockflöte kann sie, ein bisschen Klavier auch, nun folgt: Geige. Wie die Kultur im Krieg zum Überleben beitrug, so will die Mutter sie auch den Kindern vermitteln: Jedes Kind lernt ein Instrument. Ein Ausflug

ins Staatstheater nach Kassel zum Besuch des Weihnachtsmärchens, Urlaub auf Wyk/Föhr mit kulturellem Programm für Kinder – all das war Gertraut Schulze wichtig zu vermitteln, obwohl der Steuerberater mahnte, das würde die finanziellen Verhältnisse der Familie übersteigen.

Margots Leben spielt sich zwischen zwei Polen ab: In der Werkstatt war immer eine gelassene Stimmung, „mein Vater war sehr lebenslustig, ließ auch mal fünfse gerade sein“. Zu Hause bei der Mutter dagegen herrscht Disziplin. „Meine Mutter habe ich streng in Erinnerung“, erzählt sie. Am Sonntag oder in den Ferien lange im Bett bleiben oder die Zeit verbummeln, das gibt es nicht. Auch in der Ferienzeit haben die Kinder ihren Pflichten nachzukommen. „Damals rebellierte ich manchmal. Heute würde ich allerdings sagen, es hat mir viel geholfen“, blickt Margot Käßmann zurück. So habe sie gelernt, „diszipliniert zu sein und zu sagen: ‚Das schaffe ich schon.‘“ Ganz nach der Lebensmaxime ihrer Mutter: „Wenn du dich zusammenreißt, dann schaffst du das schon!“ Wenn im Leben nicht alles so läuft, wie sie es sich vorstellt, erinnere sie sich noch heute an diesen Spruch. Trotzdem, der Vater ist ihr liebevoller in Erinnerung, auch wenn die Mutter sie wohl stärker geprägt hat.



Fasching 1967



Auf Fehmarn 1970

VERÄNDERUNGEN

Der zehnte Geburtstag bedeutet Margot viel. Immer mehr versteht sie von der Welt, in der gerade so viel passiert. Sie bekommt ein Notizbuch geschenkt und macht es zu ihrem Tagebuch. Am 16. Juli schreibt sie stolz ihren ersten Eintrag hinein: „Heute brachte ich zum letzten Mal aus der Volksschule ein Zeugnis mit. Gisela ist Klassenbeste. Ich habe 6 mal eine 1, 6 mal eine Zwei, eine 3 in Zeichnen, eine 4 in Turnen.“ Am 20. August der zweite Eintrag, diesmal ist die Zehnjährige von den politischen Ereignissen verunsichert. „Heute sind die Russen in die Tschechoslowakei einmarschiert. Was man hört, ist schrecklich. In Biafra gibt es Hungersnot und Krieg. In Vietnam auch Krieg. Ägypten ist gegen Israel im Krieg. Unsere Soldaten stehen auf jeden Fall in Alarmbereitschaft.“

„Die Russen“ sind ein großes Thema in der Familie Schulze. Die Amerikaner sind die Retter, die Guten – die Russen die Bösen, so das Weltbild. Kein Wunder nach dem Leid, das die sowjetischen Besatzer der Großmutter und Tante zugefügt hatten. Nun kam „der Russe“ erneut immer näher. Stadthalendorf-Prag, das sind gerade mal 400 Kilometer. Beängstigend. Ob die Amerikaner wieder helfen würden, so wie damals?

Die Schatten der Vergangenheit werden wach. Die Angst, wieder alles zu verlieren, wie einst in Pommern. Margot hört mit, wie die Mutter mit Verwandten über die Vergewaltigungen spricht. „Das hat mich zur vehementen Kriegsgegnerin gemacht“, mutmaßt Margot Käßmann heute.

Dann kommt der große Bruch.

NEUE WEGE

Nach der vierten Klasse soll Margot auf die Schule, die ihre Schwestern schon besuchen. Aufs Elisabethgymnasium nach Marburg. Das ist weiter weg als Kirchhain, wohin die meisten Oberschülerinnen aus Allendorf fahren. Warum Marburg? Das hängt mit Gisela zusammen. Sie ist schwerhörig, eine erblich bedingte Einschränkung, unter der auch die Mutter und deren Vater litten, erkennbar z. B. am angestrengten Hinhören mit meist ernstem Gesichtsausdruck und am Vermeiden von geselligen Runden. Als der Hörausfall bei der Einschulung diagnostiziert wurde, empfahl der Chefarzt der Uniklinik (Selbstständige waren privat versichert), Gisela in eine Mädchenschule zu schicken. Die gab es nur in Marburg. Klar, dass Schwester Ursula

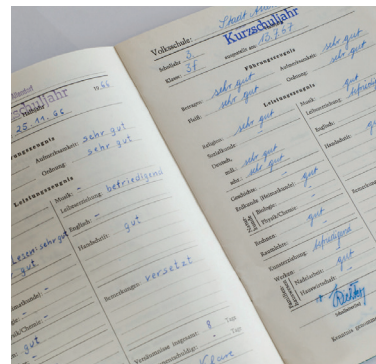


Margot, 1972

und nun auch Margot ebenfalls dorthin gehen. Die Schwestern sollen zusammenhalten und einen guten Beruf erlernen, das ist der große Wunsch der Mutter. Ihre Kinder sollen später nicht auf einer Tankstelle arbeiten. Sie sollen es mal besser haben – studieren, auf eigenen Beinen stehen und nicht von Männern abhängig sein.

Der Alltagsrhythmus ändert sich. Margots Schulweg verlängert sich um mehr als 20 Kilometer! Nicht zu Fuß oder mit dem Fahrrad, sondern mit dem Zug muss Margot fahren, „Triebwagen“ heißen die Züge. Um 7 Uhr 7 fährt der Zug, in Marburg heißt es umsteigen in den Bus bis zum Wilhelmsplatz, dann noch ein Fußweg in die Schwangasse, um 8 Uhr läutet die Schulglocke. Ein langer Weg für die zehnjährige Margot. Und eine Umstellung. Keine Jungs mehr! Nur Mädchen sind in der Klasse.

Nach dem anstrengenden Unterricht den ganzen Weg wieder zurück. Um den Eilzug um 13 Uhr 22 zu bekommen, muss Margot ziemlich rennen. Der nächste fährt um 14 Uhr 20. Aber Margot ist stolz. Sie kann alleine Zug fahren wie ihre großen Schwestern. Auf einer der ersten Rückfahrten geht sie selbstbewusst an ihnen vorbei und setzt sich in den nächsten Waggon. Sie bemerkt nicht, dass der Zug in Cölbe getrennt wird. Als er weiterfährt, kommt ihr die Gegend unbekannt vor. Am nächsten Bahnhof wird ihr klar: Sie fährt in die falsche Richtung. Während die Schwestern schon zu Hause sind, steht Margot mutterseelenallein auf dem fremden Bahnhof Sarnau. Sie weiß sich zu helfen, klingelt an nahe gelegenen Häusern. An der dritten Tür wird ihr aufgemacht; die Frau lässt Margot zu Hause anrufen. Ihre Mutter nimmt ab und ist beruhigt, dass es ihr gut geht. Schwester Ursula kommt mit



Schulzeugnis 1967

dem Auto und holt Margot ab. Betreten kommt sie nach Hause und muss neben mütterlichem Schimpfen einigen Spott ertragen.

Das Elisabethgymnasium: eine Schule mit reicher Tradition. 1858 wurde sie als „private höhere Töchterschule“ gegründet. Frauen gab es hier auch in Führungspositionen. Von 1925 bis 1935 war die jüdischstämmige evangelische Theologin Hedwig Jahnow Schulleiterin. 1955 wurde das alte Gebäude durch einen Neubau ersetzt, die Schule wurde nun neusprachliches und mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium. Margot kommt an eine Schule, die die Bildung von Mädchen und Frauen besonders fördert. Ihr ist das bewusst.

„Du bist die kleine Schwester von Ursula und Gisela!“, begrüßt die Klassenlehrerin Frau Dr. Oldiges Margot. Mist, schon wieder. Margot will Margot sein und nicht immer mit ihren Schwestern verglichen werden. „Nein“, sagt sie frech.

Margot erarbeitet sich gute Zensuren. „Frau Dr. Oldiges hat mich gelobt, ich bin so glücklich, kann es gar nicht fassen“, schreibt sie 1969 in ihr Tagebuch und notiert die Zeugnisnoten: „Betragen 2, Fleiß 2, Aufmerksamkeit 2, Englisch 2, Reli 2, Erdkunde 2, Deutsch 3, Erdkunde 3, Sport 4“. Ausdauersport wie Laufen, ja – aber Turnen, das war gar nicht ihre Sache, Reck

und Barren ein Graus. „Ganz schlimm, so Mädchenzeug. Ich habe Sport gehasst. Furchtbar“, schüttelt es sie heute noch. Deutsch ist ihr Lieblingsfach, Religion ebenfalls: Als Einzige aus ihrer Klasse wählt sie das Fach nicht ab, als sie mit 14 religionsmündig wird.

Die neue Schule katapultiert Margot in eine andere Welt: Die Stadt lockt, andere Jugendliche, andere Sitten. Mit zwölf darf sie endlich eine Jeans kaufen, muss nicht mehr die von der Omi genähten Sachen tragen. So langsam erwacht das Interesse an den Jungs. Zwar sind in der Schule nur Mädchen, aber gegenüber ist das Philippinum – da sind auch Jungs. Obwohl die Mädchen eigentlich bis zur zehnten Klasse den Schulhof nicht verlassen dürfen, gibt es Begegnungsmöglichkeiten. Und dann gibt es ja auch noch das Martin-Luther-Gymnasium auf der anderen Seite der Altstadt, wo nur Jungs hingehen. Gelegentlich feiern die im Unterricht getrennten Mädchen und Jungs Partys. Dann tanzen sie zu den Liedern der Hitparade, in der Sängerinnen und Sänger nach der Liebe schmachten: „Angie, when will those clouds all disappear.“ Gut, dass der Vater 1969 zur Mondlandung einen Fernseher angeschafft hat, der wird nun zum Fenster in die Welt der pubertären Gefühle. Auch Serien schaut sie, „Lassie“ und „Fury“, zwei Tiere, die alle Abenteuer wundervoll bestehen.

EINSCHNEIDENDES ERLEBNIS

Allendorf. Während des Krieges ließ die Wehrmacht hier Waffen produzieren. Für die beiden Sprengstoffwerke – es waren die größten in Europa – schufteten viele Zwangsarbeiter, die Häuser und Werkstätten waren gut getarnt. Ein lohnendes Ziel für die Alliierten – doch die meisten ihrer Bomben verfehlten die Stadt. Nach dem Krieg wurde Allendorf zur neuen Heimat für viele Flüchtlinge. Die Menschen kamen aus Ostpreußen, Pommern, aus Sudetendeutschland und Schlesien, „das war eine ganz gemischte Gesellschaft“, erinnert sich Margot Käßmann. Es ging nach dem Krieg bald wieder wirtschaftlich aufwärts. 1956 kam die Schokoladenfirma Ferrero nach Allendorf. Die ersten Gastarbeiter holte die Eisengießerei Winter aus der Türkei. Andere kamen aus Italien, Jugoslawien und aus Portugal. Stadallendorf – so heißt die Stadt seit einer Gebietsreform 1977 – wurde zur Multikulti-Stadt.

Margots Tagebuch spiegelt das ganz normale Leben einer Familie in den deutschen Wirtschaftswunderjahren: „Vati hat seinen 50. Geburtstag zu Hause gefeiert und als Geschenk ein Fass Bier und Gläser gekriegt.“ – „Das mit den Weihnachtsgeschenken werde ich nie schaffen. Für Omi habe ich zwar eine Stola fertig und fange für Mutti eine Weste an.“ – „Von Tante Frieda

50 Mark bekommen, davon habe ich mir einen Schwarz-Weiß-Schnellentwickler gekauft. Die Bilder werden gut, aber die Filme sind so teuer: 3 Mark 50.“

Mit 13 schreibt sie: „Menschen verändern sich. Das merke ich immer wieder, besonders an mir. Ich bin jetzt in einer neuen Klasse und habe Latein. Das fand ich falsch.“ Sie teilt ihre Geheimnisse mit dem Tagebuch. „Während ich vorgestern drei Zigaretten geraucht habe, waren es heute mit Birgit schon wieder vier.“ Jungs spielen eine immer größere Rolle. „Als ich mit Ursula im Kino war, saß ich neben einem jungen Mann. Wir haben die ganze Zeit Händchen gedrückt. Wir haben



Im alten Klassenzimmer, 2014



Urlaub an der See mit Schwester Gisela

uns jetzt ein bisschen näher kennengelernt, lieben tu ich ihn aber nicht.“ Die Pubertät überwältigt sie. Sie kauft sich einen Midimantel und einen Parka. „Und auch schminke ich mich, was Mutti absolut verabscheut.“

Selbst ihre tiefsten Seelennöte vertraut Margot dem Tagebuch an: Die Gefühle gegenüber der oft so strengen Mutter und ihren pubertären Welt-schmerz mit Fantasien.

1971 bringt ein einschneidendes Erlebnis. Die Mutter war mit allen drei Töchtern für ein paar Tage in den Urlaub gefahren. St. Peter-Ording hat sie als Ziel gesetzt, die frische Seeluft wird ihnen allen guttun. Margot ist glücklich. Endlich mal raus aus Allendorf und aus dem Alltag. Sie hatte ihrer Mutter lange in den Ohren gelegen, dass sie endlich

mal wie Hanni und Nanni Reiterurlaub machen möchte. Und tatsächlich hat die Mutter es möglich gemacht:

Nach einer gemeinsamen Woche an der Ostsee ist für Margot eine Woche Reiterhof gebucht. Dorthin sind sie jetzt unterwegs. Schwester Gisela hat gerade den Führerschein gemacht und fährt das Auto, einen orangenen Renault, Modell R6. Auf dem Beifahrersitz Margot. Hinter ihr die Mutter, daneben Schwester Ursula. Starker Regen macht die Straßen zu gefährlichen Wasserbahnen. Sie fahren am Nord-Ostsee-Kanal entlang. Zwei Eichhörnchen hüpfen über die Straße. Gisela will ausweichen, der Wagen bremst gegen die Leitplanke, überschlägt sich. Margot fliegt durch die Frontscheibe. Das Auto bleibt auf der Beifahrerseite liegen. Die beiden Schwestern kriechen

unversehrt aus dem Blech, die Mutter bleibt schwer verletzt im Auto. Gisela und Ursula wollen sie rausziehen – unmöglich. Nach kurzer Zeit kommen zwei Männer, laufen zum nächsten Bauernhof und alarmieren einen Krankenwagen. Die Feuerwehr befreit Mutter Schulze aus dem Wrack, dann wird sie auf eine Tragbahre gehoben und in die Klinik gefahren. Auch Margot muss ins Krankenhaus. Sie ist noch mal glimpflich davongekommen, nur das Steißbein ist gebrochen. Ihre Mutter hingegen ist nur knapp einer Querschnittslähmung entgangen, zwei Rückenwirbel sind gebrochen. Sie muss im Krankenhaus Friesoythe bleiben, Gisela bleibt zunächst in ihrer Nähe. Robert Schulze kommt und holt die beiden anderen Töchter ab.

Obwohl sie 400 Kilometer entfernt von Allendorf im Krankenhaus liegt, bleibt Mutter Schulze präsent. Sobald sie kann, schreibt sie Briefe. Täglich. Voller Ratschläge für die Familie zu Hause.

Margot ist betroffen, dass ihre Mutter verletzt ist, aber gar nicht so unglücklich darüber, dass ihre Mutter mal für eine Weile außer Gefecht gesetzt ist. Sie genießt die Freiheit, trifft sich mit Freunden. Die Möglichkeiten in Allendorf sind beschränkt. Aber da gibt es ja – Gott sei Dank! – die Herrenwaldkirche. Und Pfarrer Lauer, der weiß:

Kirche und Glauben haben etwas mit Freiheit zu tun. Margots Mutter findet ihn zu lasch. Dabei möchte er doch nur den jungen Menschen einen geschützten Raum bieten, in dem sie eigene Erfahrungen sammeln können. Also hilft er dabei, dass sie sich den Keller unter der Kirche für sich herrichten. Aus einem Abstellraum wird ein Disco-Keller. Eine Theke, eine Musikanlage, buntes Licht, ein paar alte Sofas und Kissen: Viel braucht es gar nicht, um den Jugendlichen einen Ort zum Feiern zu bieten. Viele Konfirmanden kommen, auch andere Jugendliche aus Allendorf fühlen sich dort wohl. Die Mädchen und Jungen probieren aus, wie das gehen könnte mit dem anderen Geschlecht. Es wird getanzt und getratscht, geraucht, geschwoft und auch geknutscht. Wie kommt man anderen näher, wie fühlt sich das an, was tut gut, was nicht?

Pfarrer Lauers Experiment geht auf: Das Kirchengebäude wird zum Anziehungspunkt für Jugendliche. Oben wird Gottesdienst gefeiert, unten feiern die Jugendlichen. Auch Margot ist dabei. Und Andreas, den kennt sie schon aus dem Posaunenchor. Er hat viele Geschwister, weiß sie, und er ist katholisch – und sehr nett. Andreas teilt ihre Zuneigung. Aus den Boxen tönen „My Sweet Lord“ und „Angie“, T. Rex und Deep Purple. Margot und Andreas



In der Notkirche. Hier wurde Margot getauft



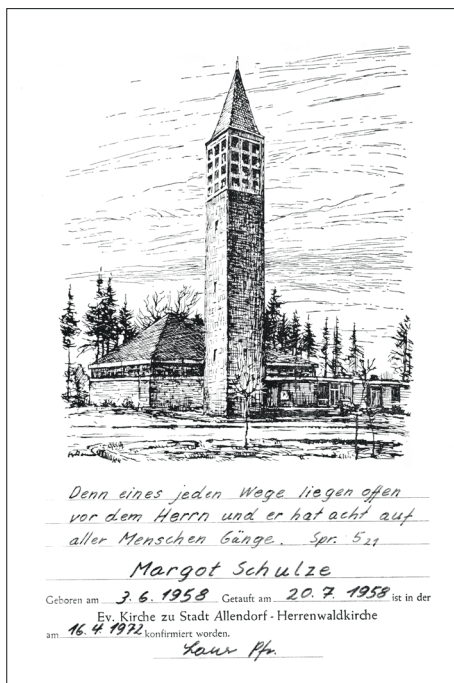
Posaunenchor mit Jugendfreund Andreas

halten Händchen. Die erste Liebe ihres Lebens. Wunderschön. „Ich kam mir zu alt und zu pummelig und er kam mir zu jung und zu dünn vor“, erinnert sie sich heute und lacht: „Das hat sich dann schnell verändert.“

Nicht nur auf Partys treffen die beiden sich. Der Posaunenchor, in dem auch Margot mitspielt, bietet viele Gelegenheiten, auch Freizeiten. Margot ist in der Kindergottesdienstgruppe, Andreas macht bald auch mit, dass er katholisch ist, stört niemanden, schließlich ist auch Fehim dabei, ein muslimischer Türke. Als sie das Krippenspiel aufführen, spielt Fehim einen Hirten. Vielfalt ist angesagt in der evangelischen Herrenwaldkirche.

Dann, am 16. April 1972, die Konfirmation. Erst die Prüfung im Vorstellungsgottesdienst. Die Mädchen kichern, Pfarrer Lauer versucht, den Jugendlichen den nötigen Ernst zu vermitteln. Margots Konfirmationsspruch stammt aus dem Buch der Sprüche, Kapitel 5, Vers 31: „Denn eines jeden Wege liegen offen vor dem Herrn, und er hat Acht auf aller Menschen Gänge.“

Die Wege, die Margot Käßmann offenstehen, führen bald weit weg ...



Konfirmationsurkunde